

Einleitung

»Am besten beginnen wir wohl damit, den Anfänger daran zu erinnern, daß die bewundernswertesten Denker der Gelehrtenrepublik, der er sich angeschlossen hat, ihr Leben und ihre Arbeit nicht von einander trennen. Sie nehmen beides ernst und sind bestrebt, das eine durch das andere zu befruchten. Eine Trennung von Leben und Arbeit ist heute natürlich weit verbreitet und, wie ich glaube, durch die Dumpfheit der Arbeit bedingt, die die meisten Menschen heute verrichten müssen. Aber es ist nicht zu bestreiten, daß der Gelehrte eine einzigartige Gelegenheit hat, seine Lebensweise selber zu gestalten und die Bedingungen für eine fruchtbare Arbeit zu schaffen. Die Wissenschaft ist eine Frage des Lebensstils und des Berufsziels.«

(C. Wright Mills)

Die Worte von C. Wright Mills, die dieser Arbeit vorangestellt sind, weisen darauf hin, dass Wissenschaft von ihren Betreibern traditionell als Lebensform verstanden wird. Tatsächlich ist die Erzeugung wissenschaftlicher Gegenstände und ihre Untersuchung sozial hoch voraussetzungsvoll. Die Akteure, die in der Lage sind, von dem Standpunkt in der sozialen Welt aus zu sprechen, an dem wissenschaftliches Wissen hervorgebracht wird, sind in einer privilegierten Position. Sie haben die Zeit und die Mittel, sich Instrumente und Argumente zu erarbeiten, mit denen sie die Welt erklären. An diese besondere Lage erinnert Karl Mannheim (1993 [1932]) in seinem Vortrag *Die soziale und politische Bedeutung der Intelligenz*¹. Es sei die Fähigkeit aber auch die Möglichkeit, sich geistig zu betätigen, die den Intellektuellen aus der »Masse« heraushebe (76).

Daraus zieht Mannheim allerdings den Schluss, dass Intellektuelle in der Position seien, eine allgemeine Perspektive einzunehmen, die es ihnen ermöglichen soll, zwischen gesellschaftlichen Standpunkten hin und her zu zappen wie Fernsehzuschauer zwischen Programmen: »This constitutes the decisive distinction between the truly educated man and the rest: he has both the opportunity and capacity to view reality from the standpoint of the

other. (...) he is able to *choose*. He can choose from a multitude of points of view, and is able to consciously reject certain ones, after having first grasped them through empathetic understanding (*Einfühlung*)« (77; Herv. u. Deutsch i. Org.). Der besondere Standpunkt der Intellektuellen in der Gesellschaft, der offenbar gerade durch Standortlosigkeit gekennzeichnet zu sein scheint, sowie ihr Anspruch, von diesem Ort aus zu sprechen und die Welt zu erklären, lässt sich nach Mannheims Dafürhalten durchaus rechtfertigen, denn beides wird wiederum begleitet von einer besonderen Eigenschaft: der Interesselosigkeit. (»... he is capable of doing this only because, as an intellectual, he does not occupy a social position which has sharply demarcated interests« [ebd.]). Aus dieser Interesse- und Standortlosigkeit heraus also kann der Intellektuelle, folgt man Mannheim, neutral sprechen. Denn sein einziges Interesse gilt seiner wissenschaftlichen Arbeit bzw. seiner Geistestätigkeit und seinem Forschungsgegenstand.

Nicht zuletzt feministische Theoretikerinnen und Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechterforschung aber haben herausgearbeitet, dass es sich bei diesem Bestreben durchaus nicht um ein universelles und allgemein gültiges, sondern um ein partikuläres Unternehmen handelt (vgl. u.a. Beer 1987; Fox Keller 1998; Harding 1994). Waren Frauen zunächst per se und qua Geschlecht von der Wissenschaft ausgeschlossen, so lag dieser Ausschluss nicht allein in diffusen »gesellschaftlichen Verhältnissen« begründet, sondern war Teil eines politischen und von professionellen Interessen geleiteten Kalküls männlicher Ordinarien (vgl. z.B. Wetterer 1993; Bleker 1998). Die Begründungen, die dazu herangezogen wurden, sind nicht nur in politischen Debatten und Pamphleten nachzuweisen, sondern auch in inhaltlicher und fachlicher Arbeit. Gerade in wissenschaftlichen Beweisführungen des 19. Jahrhunderts, einer Zeit, in der sich die meisten der heutigen akademischen Disziplinen erst etablierten, kommt unmissverständlich zum Ausdruck, welcher gesellschaftliche Platz für Frauen vorgesehen war (vgl. Hausen 1986; Honneger 1991; Schiebinger 1993). Hier bilden weder die Naturwissenschaften noch die Geisteswissenschaften eine Ausnahme. All dies geschah gleichzeitig mit der Herausbildung einer am Objektivitätsideal orientierten Wissenschaft. Das erscheint uns heute als Widerspruch, da Objektivität gemeinhin als *Wert* verstanden wird, der gerade verhindert, dass partikulare Interessen sich in die wissenschaftliche Ergebnerzeugung mischen. Doch dieser Widerspruch löst sich auf, wenn man einen Blick in die Geschichte der Objektivität wirft.

Wie wir heute Objektivität verstehen – als Gegensatz zum »Subjektiven«, das als Begriff alle individuellen Eigenarten und Standpunkte zusammenfasst – ist geschichtlich eng verwoben mit der Entstehung der sogenannten scientific community, der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Lorraine Das ton (1992) zeigt, wie sich das Konzept der aperspektivischen Objektivität (»aperspectival objectivity«) im 19. Jahrhundert entwickelte.² Dabei deckt

sie einen paradoxen Effekt auf, der hilft zu erklären, weshalb Mannheim (und auch das heutige Wissenschaftsverständnis) davon ausgehen kann, dass wissenschaftliches Sprechen und Arbeiten von einem gesellschaftlich neutralen Ort aus betrieben wird. Aperspektivische Objektivität (im Weiteren nur noch als Objektivität bezeichnet) wurde zu einem wissenschaftlichen Wert in einer Zeit, als Wissenschaft nicht mehr von einer kleinen Minderheit meist adeliger Herren betrieben wurde (»gentlemanly scholars«; vgl. Felt/Nowotny u.a. 1995, 37), sondern sich zunehmend zu einem Netz internationaler und spezialisierter Forschung ausdifferenzierte. Zu einem Wert wurde sie deshalb, weil sie die Voraussetzung dafür bildete, die heterogenen Ergebnisse und Verfahrensweisen der Forschung kommunizierbar zu machen. Diese Kommunizierbarkeit war wichtig, um eine übergreifende wissenschaftliche Gemeinschaft bilden zu können. Eine solche Gemeinschaft wiederum wurde als Voraussetzung dafür verstanden, homogene wissenschaftliche Wahrheit erzeugen zu können. Auf diesem Wege wurde Objektivität zum Synonym für die wissenschaftliche Gemeinschaft schlechthin. Ein Wissenschaftler spricht seither nicht von seinem individuellen Standpunkt aus, sondern im Sinne und mit der Stimme des Kollektivs. Der paradoxe Effekt ist nun, dass der wissenschaftliche Beobachter verschwindet und zum »featureless observer« (Daston, 609), zu einer Instanz außerhalb des Sozialen wird, obgleich gerade dieses aperspektivische Sprechen aus der Vergemeinschaftung von Individuen resultiert. Das Ergebnis ist eine vollkommene Gleichheit dieser Individuen in ihrer Anonymität: Der soziale Standpunkt wie auch die sozialen Bedingungen der Möglichkeit, von diesem Standpunkt aus sprechen zu können, geraten so aus dem Blickfeld. Gerade dieses Verschwinden der Perspektive öffnet Tür und Tor für die Herausbildung partikularer Sichtweisen, da die ausgeblendeten sozialen Verhältnisse im Verborgenen wirken. Soziale Unterschiede und Machtverhältnisse können prächtig gedeihen. So weist beispielsweise Theresa Wobbe mit Simmel darauf hin, dass die »Verwechslung des männlichen Wertes mit dem Objektiven (...) von Machtverhältnissen getragen« sei (Wobbe 1997, 43).

Dass sich solche Verwechslungen auch heute noch ereignen und nicht als Marotten von Gelehrten aus dem 19. Jahrhundert abgetan werden können, zeigt ein aktueller Zeitungsartikel über *Gender Studies* und ihre AkteurInnen. »An die Fleischköpfe!«, lautet der provozierende Titel eines Berichts über die neuen Lehrstühle für diese Forschungsrichtung.³ Mit dieser Aufforderung sind junge Wissenschaftler angesprochen, die sich, nachdem ›Frauenforschung‹ zu ›Geschlechterforschung‹ geworden ist, an der Seite ihrer Kolleginnen um Professuren mit diesem fachlichen Schwerpunkt bewerben. Der Artikel berichtet, dass sich in einer Zeit der Stellenknappheit nun auch Männer für jene Professuren interessieren, die eigentlich speziell von Frauen für Frauen erkämpft wurden. Und dies mit einer Begründung, die wissenschaftlich einwandfrei ist: »Die Forschung definiert

sich über den Gegenstand.« Da dieser nicht mehr despektierlich die Bedeutung auf »Frauen« lege, sondern das Geschlechterverhältnis beleuchtet, so die Autorin des Artikels, trauten sich nun auch die männlichen Kollegen an das Thema heran, denn »der neue Name klingt so schön neutral nach Wissenschaft.« Wer noch zweifelt, wie weit die Neutralität geht, wird anhand eines konkreten Falls darüber belehrt, dass eine Professur für Geschlechterforschung nicht nur geschlechtsneutral ausgeschrieben wird, sondern auch tatsächlich von einem Mann besetzt werden kann. Ganz neutral.

Bezogen auf die anfänglich geschilderte Problematik haben wir es auch hier mit einem zunächst nicht offensichtlichen Paradox zu tun: Männer, die als Wissenschaftler ihre ganz persönlichen Interessen durchsetzen, indem sie sich nämlich ihren Lebensunterhalt mit Hilfe der neuen Stellen für Geschlechterforschung sichern möchten, berufen sich auf den Wert des Objektiven. Mit Verweis auf ebendiesen Wert aber wurden Frauen lange aus der Wissenschaft herausgehalten. Jetzt, nachdem sie sich ihre Plätze innerhalb der *Gender Studies* erkämpft haben, erobern sich wieder Männer im Namen der Objektivität auch diese Plätze zurück.

In diesem Sachverhalt und seiner Beurteilung liegt ein verzwicktes Problem. Die Wissenschaft, die mit dem Anspruch auftritt, neutral zu ermitteln und interesselos zu forschen um der Wahrheit willen, kann auch dort ins Feld geführt werden, wo soziale Ungleichheit offenkundig ist und von Neutralität keine Rede sein kann. Ein Argument dagegen, dass trotz stagnierender Professorinnenzahlen⁴ nun auch noch wissenschaftliche Bereiche von Männern besetzt werden können, deren ursprüngliche Vertreterinnen überhaupt erst gesellschaftlich und epistemologisch sichtbar machten, was nun »neutraler Gegenstand« ist, wird so leicht als parteilich, ideologisch und damit unwissenschaftlich ausgeräumt. Der Hinweis darauf, dass Wissenschaft sich nicht über politische Fragen, individuelle Vorlieben und soziale Verhältnisse definiert, sondern über ihren Gegenstand, wird dagegen als kongruent mit dem wissenschaftlichen Ethos und damit als frei von sozialen Bedingungen wahrgenommen. Die Welt soll erklärt werden, wie sie wirklich ist.

Wer die Welt erklärt, trägt jedoch zu den Realitätskonstruktionen bei, mit denen wir alle operieren und die durchaus Konsequenzen haben für unser Leben. Bleibt es weiterhin einem großen Teil der Menschen versagt, sich von diesem privilegierten Standpunkt aus zu äußern, ist das nach wie vor eine Frage wert. Und es ist so legitim wie aufschlussreich zu fragen, wer diejenigen sind, die von diesem Platz an der Sonne aus sprechen dürfen. Ich möchte daher in dieser Arbeit erstens der Frage nachgehen, wie Wissenschaftler überhaupt zu Wissenschaftlern werden und wie es zweitens dazu kommt, dass noch immer weniger Frauen als Männer diesen Weg einschlagen bzw. an sein Ende (zumeist die Professur) gelangen.

Partikularismus versus Parteilichkeit

Auf die Frage, wie man Wissenschaftler werden kann, fällt meist die einzig möglich und selbstverständlich erscheinende Antwort: indem man gute wissenschaftliche Leistungen erbringt. Erfolgreichen Wissenschaftlern werden außerdem besondere Gaben zugesprochen, auf Grund derer ihnen möglich ist, hervorragende Leistungen auf ihren Fachgebieten zu erbringen. In ihren Begabungen liegt damit der Keim der Möglichkeit bereits begründet, dass aus ihnen werden konnte, was aus ihnen wurde. Nobelpreisträger oder Professoren in Amt und Würden sind so prädisponiert für ihren Werdegang. Hinzu kommt, wie Max Weber es in seinem bekannten Vortrag *Wissenschaft als Beruf* (1988 [1919]) formuliert, die »harte Arbeit« – also Disziplin, Ausdauer und Geduld. Dieses Bild dient allgemein als Erklärung für wissenschaftlichen Erfolg, der sich nicht nur in Forschungsergebnissen, sondern auch in Positionen ausdrückt. Das heißt, Individuen sind entweder mit diesen besonderen Gaben ausgestattet bzw. gewillt, hart zu arbeiten (und sind deshalb prädestiniert, wissenschaftliche Leistungen zu erbringen und entsprechend erfolgreich zu sein), oder sie sind es eben nicht in ausreichendem Maße und ihre Arbeit ist daher weniger ertragreich.

Auch der Wissenschaftssoziologe Robert Merton konstatiert bei Nobelpreisträgern eine »außerordentliche Ich-Stärke« und ein besonderes »Gespür« für interessante und das heißt viel versprechende wissenschaftliche Themen und Probleme (Merton 1985a, 166). Er setzt damit autonome Subjekte voraus, die durch ihre besondere Ausstattung zu großen Leistungen fähig sind. Die scientific community selbst ist überzeugt, ausschließlich nach Leistung zu selektieren. Demnach kann Jeder und Jede Wissenschaftler(in) werden, wenn er oder sie ›beste‹ Leistungen erbringt. Leistungen gelten als objektive Gradmesser. Das Wissenschaftssystem ist auf Grund des Universalismusprinzips, wie Merton es voraussetzt, diesem Glauben verpflichtet. Nach diesem Prinzip sind »Wahrheitsansprüche« der Wissenschaft nur dann legitim, wenn sie »vorab aufgestellten, unpersönlichen Kriterien« unterworfen sind (Merton 1985b, 90). Objektivität, so Merton, schließe jeden Partikularismus aus. Hier findet sich das Postulat wieder, dass Wissenschaft sich über ihren Gegenstand definieren soll und nicht etwa über die soziale Herkunft oder das Geschlecht der Personen, die Wissenschaft betreiben. Problematisch ist daran, dass offenbar nach der Auffassung verfahren wird: »Es kann nicht sein, was nicht sein darf«, statt zu prüfen, ob es sich tatsächlich so verhält. Vielleicht wurden auch deshalb die Gründe dafür, dass Frauen sichtbar seltener Wissenschaftlerinnen werden als Männer, bisher nicht in der Praxis der Wissenschaft, die als objektiv und unpersönlich gilt, sondern bei den Frauen selbst gesucht.

Bettina Heintz (1998) kritisiert diesen unhinterfragten Glauben an die ›reine Wissenschaft‹: »Die Norm, wissenschaftliche Leistung nach ihrem Inhalt und nicht nach ihren Urhebern zu beurteilen, schafft zwar ein kultu-

relles Umfeld, das partikularistische Mechanismen als besonders problematisch erscheinen lässt, dennoch sind auch hier wie in anderen Berufsbereichen Faktoren am Werk, die für Frauen als Aufstiegsbarrieren wirken« (63). Karrierechancen von Frauen in der Wissenschaft betrachtet Heintz als »aufschlussreiche(n) Testfall« für die These Mertons. Insbesondere an informellen Barrieren für Frauen zeige sich, wo die Wissenschaft ihre meritokratischen Prinzipien unterläuft. So herrsche in der Wissenschaft ein besonders starker »Mythos der Unvereinbarkeit« (vgl. Nowotny 1986) von Beruf und Familie. Verschiedene Untersuchungen wiesen außerdem darauf hin, dass Leistungen von Frauen anders oder gar nicht wahrgenommen werden, ihre Teilhabe an informellen Netzwerken sowie die Chance, Mentoren zu finden, geringer sei als bei ihren Kollegen (Heintz 1998, 62/63). Letzteres hänge vor allem damit zusammen, dass wissenschaftlicher Nachwuchs in der Regel persönlich und »nach dem Prinzip der Ähnlichkeit« ausgewählt werde.

Besonders in diesem letzten Punkt zeigt sich der fundamentale Widerspruch, der sich aus der radikalen analytischen Trennung der epistemologischen von der sozialen Ebene der Wissenschaft ergibt. Beate Krais (2000) weist darauf hin, dass eine soziologische Analyse der Wissenschaft nur erfolgreich sein kann, »wenn man erstens zwischen einer epistemischen und einer sozialen Dimension von Wissenschaft unterscheidet und zweitens eine kontingente Beziehung zwischen den beiden Dimensionen annimmt« (34). Allerdings, so könnte man hinzufügen, kommt man den sozialen Mechanismen, die Frauen aus der Wissenschaft heraushalten, nicht auf die Schliche, wenn man davon ausgeht, dass es *überhaupt keine Beziehung* zwischen den Dimensionen gibt. Wie sie sich gestaltet und in der konkreten Praxis der Wissenschaft gelebt wird, muss jedoch zunächst einer soziologischen Untersuchung zugänglich gemacht werden. Werfen wir einen Blick darauf, wie dieser Zugang bisher geschaffen wurde.

In der Soziologie, die sich mit der Wissenschaft beschäftigt, gibt es eine lange Tradition der analytischen Trennung des »Sozialen« vom »Wissenschaftlichen«. Von Karl Mannheim bis Robert Merton, die sich auf die jeweils eine oder andere Seite schlugen – Mannheim auf die Ebene des Wissens, Merton auf die Ebene sozialer Zusammenhänge – waren die Forschenden sich nur in einem Punkt einig: Der Status (insbesondere natur-)wissenschaftlichen Wissens blieb unantastbar und bildete die sogenannte »Wahrheit-an-sich-Sphäre« (Mannheim 1965 [1929], 251). Thomas Kuhn (1962) hob mit seinem Buch *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* den Sonderstatus der Naturwissenschaften auf, war dabei jedoch weniger an den Akteuren der Wissenschaft als an einem »Wechselspiel zwischen Ideen« interessiert (Hacking 1999, 73). Erst die neuere Wissenschaftsforschung führte die Vorstellung ein, Erkenntnisproduktion könne als soziales Handeln von Akteuren verstanden werden. Der wissenschaftliche Gegenstand wird diesem Ansatz zufolge nicht mehr »entdeckt« und damit immer

schon vorausgesetzt, sondern in einem Prozess »konstruktiven Tüftelns« (Knorr 1985, 154) und der konkreten Interaktion zwischen Akteuren hergestellt. Wissenschaft ist nach diesem empirisch-konstruktivistischen Verständnis keine »rein geistige« oder handwerkliche Tätigkeit mehr, sondern eine Praxis, die zutiefst sozial verankert ist. Damit wäre sie, so müsste man folgern, auch von Machtverhältnissen durchzogen. Diese Dimension jedoch wird auch von der neueren Wissenschaftsforschung ausgespart, da sie zwar von sozialen Akteuren ausgeht, diese selbst jedoch nicht in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen stellt.

Einen solchen Weg beschreitet die soziologische Analyse des wissenschaftlichen Feldes von Pierre Bourdieu. Nach ihm ist das wissenschaftliche Feld wie jedes andere geprägt von Interessen und sozialen Kämpfen um die Reproduktion der herrschenden Machtverhältnisse, andererseits ist es ein Feld mit spezifischen Regeln und Funktionsweisen, die nur für es selbst gelten. Bourdieu konstruiert den Forschungsgegenstand »Wissenschaft« relational und nicht-substantialistisch. In der Frage, wie das wissenschaftliche Feld (oder ein anderes soziales Feld) zu seinen Akteuren kommt, geht Bourdieu daher nicht von besonderen Begabungen oder Dispositionen der Akteure aus, die sie dazu befähigen, gute wissenschaftliche Leistungen zu erbringen. Wissenschaftler zu werden wäre nach Bourdieu vielmehr »der häufig als ›Berufung‹ beschriebene langwierige dialektische Prozeß, durch den man ›sich zu dem macht‹, durch das man gemacht wird, ›wählt‹, was einen wählt, und an dessen Ende die verschiedenen Felder genau zu den Handelnden kommen, die mit dem für das reibungslose Funktionieren dieser Felder erforderlichen Habitus ausgestattet sind (...)« (Bourdieu 1997a, 124).

Bourdieu findet damit einen Ansatzpunkt, Konvergenzen der epistemologischen und sozialen Ebene der Wissenschaft nicht nur festzustellen, sondern sowohl im Habitus der Akteure selbst als auch in den Strukturen der Felder, denen sie angehören, zu analysieren. Tatsächlich gibt es im Konzept sozialer Felder keine Trennung von Struktur und Handlung, Individuum und Institution. Vielmehr sind sowohl die Individuen von den Strukturen der Felder durchdrungen, in denen sie handeln, wie auch die Strukturen sich nur durch die Handlungen der Individuen reproduzieren. Die Dichotomie löst sich bei Bourdieu so in der Praxis sozialer Felder auf.

Die Ideologie der »Neutralität« wissenschaftlicher Arbeit, die sie von allen sozialen Bezügen freispricht, führt dazu, gesellschaftliche Ungleichheit im Feld der Wissenschaft zu ignorieren und zu reproduzieren. Daher ist es so schwierig gerade die Unterrepräsentanz von Wissenschaftlerinnen auf die Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes selbst zurückzuführen. Die Meinung, in die Wissenschaft finde Einlass, wer gute Leistungen erbringe, transportiert einerseits eine bestimmte Vorstellung von Leistung als funktionalem Prinzip, das keine sozialen Grundlagen hat, andererseits von Wissenschaft und von Wissenschaftlern, die einen objektiven Stand-

punkt in der Gesellschaft beziehen, der sie von allen sozialen Bindungen löst (vgl. Engler 2002). Dass Wissenschaft sich über ihren Gegenstand definiert, kann als Erklärung nicht ausreichen, wenn es darum geht, ungleiche Chancen von Frauen und Männern zu rechtfertigen. Denn einerseits zu behaupten, Wissenschaft verfahre objektiv und neutral und andererseits soziale Ungleichheit, die dieser Devise zuwider läuft, lediglich zu konstatieren, heißt Bourdieu zufolge »eine Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit wissenschaftlich werden zu lassen und darin zu legitimieren« (Bourdieu 1976, 150).

Eine Analyse jeglicher Konstruktionen gesellschaftlicher Wirklichkeit – auch die der Wissenschaft selbst – muss sich daher genau auf die Glaubenssätze richten, die bestehende Machtverhältnisse in Praxisfeldern zementieren. Dabei lässt sich eine Parteilichkeit nicht nur nicht verhindern, sondern ist im Gegenteil unabdingbare Voraussetzung der Erkenntnis. Darauf weist Margherita von Brentano schon 1963 in einem Aufsatz zur damaligen Situation von Frauen an der Universität hin: »Ich meine nämlich, dass dort, wo noch Ungerechtigkeit herrscht, (...) die Parteinahme (...) Bedingung objektiver Erkenntnis ist, die Forderung nach Neutralität hingegen zu eben dem Mechanismus gehört, der gesellschaftliches Unrecht zur Natur verklärt und damit nicht erst seine Aufhebung, sondern schon seine Erkenntnis verhindert« (ebd., 73).

Frauen in der Wissenschaft

Brentano liefert mit ihrem Artikel *Die Situation der Frauen und das Bild »der Frau« an der Universität* eine der frühesten und klarsten Stellungnahmen zur Unterrepräsentanz von Frauen im wissenschaftlichen Feld. Die Autorin stellt darin drei Hypothesen auf, denen man nachgehen kann, wenn man die geringe Beteiligung von Frauen erklären will: »Frauen können nicht qualifizierte wissenschaftliche Arbeit leisten; Frauen wollen es nicht – sie haben andere Ziele und Lebenspläne; Frauen sollen nicht – das hieße, es wird ihnen auf direkte oder indirekte Weise erschwert oder unmöglich gemacht« (ebd., 80).

Zur ersten Hypothese lagen der Autorin zum damaligen Zeitpunkt noch keine Untersuchungen vor. Dafür jedoch andere, die vor allem die Vorurteile bzw. die offene Abneigung der Professorenschaft gegen Wissenschaftlerinnen belegen.⁵ So werden Studentinnen als weniger ambitioniert, aber dafür heiratswillig betrachtet, Hochschullehrerinnen dagegen als »immer hässlich«, da nicht verheiratet. Alles Geistige sei der Frau fremd, wo nicht, so sei sie »keine Frau mehr«. Diese eindeutige Reduktion von Frauen auf ihr Dasein als »Geschlechtswesen« ließe sich in heutigen Interviews mit Professoren nicht mehr finden. Immer noch lebendig ist dagegen die zweite Hypothese, die heute als »Unvereinbarkeitsproblematik« geführt

wird, und zu der es mittlerweile ebenso viele Untersuchungen gibt, die ihr widersprechen, wie zu der ersten. So stellen beispielsweise Bochow und Jonas (1987) in ihrer Untersuchung »Wissenschaft und Karriere« fest, dass sich zwischen Frauen mit und Frauen ohne Kind keine Leistungsdifferenzen ausmachen lassen; Männer mit Kindern hingegen haben höhere Publikationsraten als ihre Kollegen ohne Kinder. Die Autoren weisen daher auf Mechanismen im Wissenschaftsbetrieb hin, die geschlechtsbezogene Ungleichheit reproduzieren (vgl. auch Cole/Zuckerman 1991).

Die ersten beiden Thesen Brentanos legen eine Untersuchungsform nahe, die das Problem bei den Frauen selbst sucht. Die dritte Hypothese schließlich wird noch immer zurückgewiesen mit dem Hinweis auf das meritokratische System der Universität und die wissenschaftliche Leistung als funktionales Prinzip. Geleugnet wird dabei – mit Hinweis auf »Bestenauslese« und objektive Urteilsbildung – »dass Frauen bei der universitären Nachwuchsproduktion immer wieder durch die Maschen fallen, obgleich nüchterne Statistiken genau dies belegen. Insbesondere die Bedeutung von Netzwerken und Anerkennungsformen der scientific community werden heruntergespielt, wenn es um den Ausschluss von Wissenschaftlerinnen geht.

Die Frage, weshalb sich in den höheren Hierarchieebenen an Universitäten und Forschungsinstituten noch immer kaum Frauen finden und damit Ungleichheit weiter reproduziert wird, wurde von der Frauen- und Geschlechterforschung seit Anfang der 1980 Jahre aufgegriffen und intensiv behandelt. Dabei gerieten zunächst die Frauen selbst in den Blick (Bock u.a. 1983; Nowotny 1986; Clemens u.a. 1986), dann wurde er auf die Konstruktion von Geschlecht in Interaktions- und Professionalisierungsprozessen (Wetterer 1992, 1993 u. 1995) gelenkt, schließlich auf die Organisation Hochschule selbst (Geenen 1994).

Mittlerweile gibt es eine reichhaltige und detaillierte Forschung zum Thema Frauen in den Wissenschaften. Diese schaut aus (mindestens) drei verschiedenen Perspektiven auf das Problem. Aus Sicht der Hochschulforschung wird gefragt, welche Reformpotentiale in der Institution Universität stecken (Roloff 1998 u. 2002; Färber 2002). Mit organisationssoziologischen Ansätzen werden vor allem außeruniversitäre Forschungsinstitute auf Barrieren für Wissenschaftlerinnen untersucht (Allmendinger u.a. 1999; Matthies u.a. 2001; Wimbauer 1999). Seit kurzem wird in diversen Studien behandelt, wie Wissenschaft als soziales Feld funktioniert und wie Frauen sich in diesem Spiel positionieren können (Krais 2000; Zimmermann 2000; Engler 2001; Andresen 2001). Diese Untersuchungen nehmen Bezug auf den reflexiven Ansatz Bourdieus. Karin Zimmermann (2000) zeigt anhand des Konzepts der »Paßfähigkeit«, die »durch die aktive Konstruktionsarbeit aller Beteiligten hergestellt wird« (14), wie in Berufungskommissionen immer wieder auf männliche Bewerber rekurriert und damit der Status quo in der Zusammensetzung von Kollegien reproduziert wird.

Sünne Andresen (2001) geht der Frage nach, wie es dazu kommt, dass Frauenforscherinnen, die sich ursprünglich über ihre Solidarität untereinander definierten, im Feld der Hochschule in Konkurrenz zueinander traten. Andresen geht auch auf die spezifische Problematik des wissenschaftlichen Nachwuchses ein, sich im Feld zu positionieren, sie bezieht sich dabei jedoch lediglich auf Forscherinnen und zieht zum Vergleich keine männlichen Interviewpartner heran.

Beate Krais macht darauf aufmerksam, dass Hindernisse für Frauen auf dem Weg zur Professur bisher vor allem an den Frauen selbst untersucht wurden und ein Blickwechsel »weg von den Frauen, hin zu einer Analyse der Strukturen und Funktionsmechanismen des Wissenschaftssektors« notwendig sei (Krais 2000, 23). Die Forderung geht über organisationssoziologische Ansätze insofern hinaus, als Wissenschaft in seiner spezifischen Funktionslogik untersucht werden soll, d.h. nicht in erster Linie als Organisation mit besonderer organisationaler Struktur, sondern als soziales Feld mit einer durch die Akteure verkörperten spezifischen sozialen Praxis im Sinne Bourdieus. Da dieses Konzept, wie dargelegt, nicht per se individuelle Handlungen und institutionelle Strukturen unterscheidet, wird nicht nach einem »Wechselspiel von Handlung und Struktur« (Kuhlmann/Matthies 2001, 33) gefahndet, sondern nach der Logik der Praxis, die von den Akteuren verkörpert wird.

Bisher wurde weder von der Wissenschaftsforschung noch von der Frauen- und Geschlechterforschung auf das Problem eingegangen, wie es überhaupt dazu kommt, dass bestimmte Akteure zu einem Teil des wissenschaftlichen Feldes werden, d.h. wie der Prozess verläuft, in dem aus Doktorandinnen und Doktoranden »wissenschaftlicher Nachwuchs« wird und aus diesem Professoren oder Professorinnen hervorgehen.⁶ Steffani Englers Untersuchung zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit (2001) betritt daher Neuland. Aus der Analyse biographischer Interviews mit ProfessorInnen erschließt diese Studie, wie die wissenschaftliche Persönlichkeit im sozialen Feld der Wissenschaft zu Stande kommt. Damit beantwortet die Autorin im Grunde die Frage, wie Wissenschaftler »gemacht« werden, nämlich durch Anerkennungs- und Zuschreibungsmechanismen des wissenschaftlichen Feldes. Sie kommt weiterhin zu dem Schluss, dass das im Feld wichtige Konzept der »großen Persönlichkeit« auf Frauen nicht zutrifft, welche damit am Rande stehen, selbst wenn sie auf Grund ihrer beruflichen Position »im Spiel« sind. Ich knüpfte mit der vorliegenden Arbeit sowohl an Englers Ergebnisse als auch an ihr Analyseverfahren an (mehr dazu in Kap. I. und II.), richte den Blick jedoch insbesondere darauf, wie in der konkreten alltäglichen Praxis von Biochemie und Geschichtswissenschaften Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu einem Teil ihres Feldes werden. Diese Praxis wird darüber hinaus aus der Perspektive von Akteuren mit unterschiedlichen Positionen im Feld er-

schlossen. Neben der Sichtweise der Professorinnen und Professoren kommt damit auch der Standpunkt des Nachwuchses ins Spiel.

Auf der Grundlage empirischer Befunde wird folgenden Fragen nachgegangen: 1. Wie sieht die Praxis der Wissenschaft aus? Was verrät sie über Glaube und Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes? 2. Inwiefern bringt die Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes – also die alltägliche Praxis und der Glaube einer scientific community – selektive Wirkungen hervor, die insbesondere Frauen aus der wissenschaftlichen Laufbahn heraustransportieren?

Wissenschaftler im Herstellungsprozess

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, einen Beitrag zur Wissenschaftsforschung sowie zur Diskussion um die Beteiligung von Frauen an der Wissenschaft zu leisten, ohne den Blick auf die Frauen selbst zu lenken, sondern Gründe für ihren Ausschluss in der *Funktionsweise der Wissenschaft* zu suchen. Das Augenmerk liegt vor allem darauf, welche selektiven Mechanismen in dem Prozess enthalten sind, in dem Menschen zu Wissenschaftlern werden und damit zu einem Teil des wissenschaftlichen Feldes, wie Pierre Bourdieu es versteht. Der Blick richtet sich also zweitens auf die *Akteure der Wissenschaft* und wie diese zu wissenschaftlichen Akteuren werden – oder eben auch nicht. Die Kategorie Geschlecht kann hier eine Indikatorfunktion übernehmen, da sich daran Selektionsmechanismen der wissenschaftlichen Praxis zeigen lassen (vgl. Heintz 1998). Die Arbeit schließt sich an den aktuellen Diskurs und die Forschungsperspektiven der Wissenschaftsforschung an: Wissenschaft wird als *Praxis* betrachtet und untersucht (Knorr-Cetina/Mulkay 1983; Felt/Nowotny u.a. 1995).⁷ Es soll jedoch nicht danach gefragt werden, wie wissenschaftliche Tatsachen in der alltäglichen Praxis wissenschaftlicher Arbeit hergestellt werden, sondern wie die Akteure der Wissenschaft selbst zu Stande kommen. Im Mittelpunkt steht damit der Konstruktionsprozess des Erkenntnissubjekts, nicht der des Erkenntnisobjekts. Nicht nur wissenschaftliche Erkenntnisse werden, so die These, in sozialen Aushandlungsprozessen zu Fakten (vgl. Knorr-Cetina 1984), auch die Erkenntnissubjekte können nicht einfach vorausgesetzt werden. Hierauf weist der Titel der vorliegenden Studie hin mit der Frage »Wie werden Wissenschaftler gemacht?«. Obgleich die Formulierung dies nahe legt, soll damit nicht angedeutet werden, dass die Akteure dem Prozess passiv unterliegen. Vielmehr wird angeknüpft an das Konzept der Wissenschaftsforschung, »science-in-the-making« zu untersuchen (Pickering 1992, 6). An der Herstellung der »scientists« sind sowohl diese selbst als auch ihre Kollegen in einer gemeinsamen Praxis beteiligt. Individuelle Leistungen bzw. das »leistungsfähige Individuum« entstehen nicht

unabhängig von den sozialen Konstruktionen der Akteure des Feldes. Zu Grunde gelegt wird das Konzept der sozialen Felder von Pierre Bourdieu. Mit Hilfe dieses Konzeptes kann sich der Fokus gleichzeitig auf die Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes und auf seine Akteure richten, da sich das Feld über seine Akteure erst konstituiert. Damit wird es möglich, sowohl allgemeine Prinzipien des wissenschaftlichen Feldes als auch fachspezifische Besonderheiten der Akteure und ihre heterogenen Positionen herauszuarbeiten.

Der Studie⁸ liegt Datenmaterial zu Grunde, das mit Hilfe ethnographischer Forschungsmethoden erhoben wurde. Diese Vorgehensweise bietet sich an, wenn Wissenschaft als Praxis untersucht werden soll, da sich letztere nur über konkrete Interaktionen und institutionelle Gegebenheiten vor Ort erschließen lässt. Untersucht wurden jeweils zwei universitäre Institute bzw. Fakultäten der Fächer Biochemie und Geschichte.⁹ Damit dienen sich ein naturwissenschaftliches und ein geisteswissenschaftliches Fach wechselseitig als Folie, um fachkulturelle Besonderheiten bei der Konstituierung der Akteure des Feldes hervorzuheben. Dies hat den Sinn, gleichzeitig die allgemeinen Prinzipien des Feldes und die Besonderheiten der Akteure zu erfassen.

Das qualitative Forschungsdesign des Projektes setzt sich aus drei methodischen Perspektiven zusammen. Einerseits wurden leitfadengestützte Interviews mit Vertretern verschiedener Statusgruppen durchgeführt, andererseits waren diese eingebettet in Phasen teilnehmender Beobachtung. Schließlich wurden selbsterstellte Fotografien von Institutsräumen, von den untersuchten Wissenschaftlern eingebrachte Tagesablaufprotokolle sowie verschiedene Dokumente (z.B. Schriften zum Institut und zum Fach, Promotions- und Habilitationsordnungen, Lebensläufe aus Dissertationen usw.) herangezogen. Für die teilnehmende Beobachtung und die Leitfadeninterviews wurden in der Biochemie zusammenhängende Arbeitsgruppen und einzelne Mitarbeiter ausgewählt, in den Geschichtswissenschaften Lehrstühle und ihre Mitarbeiter sowie Einzelpersonen, die für die Fragestellung des Projektes von Interesse waren.

Anhand des empirischen Materials werden zunächst die Schauplätze universitärer Wissenschaft vorgestellt. Die Räume und Orte wissenschaftlicher Forschung und Lehre, die sozialen Organisationsformen der Fächer sowie der Alltag wissenschaftlicher Arbeit werden als von einer symbolischen Ordnung durchzogene Elemente wissenschaftlicher Praxis verstanden und analysiert (Kap. IV.1, 2 u. 3). In einem zweiten Schritt wird die Forschungsfrage in konkretisierter Form wieder aufgenommen. Wie werden Akteure zu Akteuren des wissenschaftlichen Feldes (Kap. IV.4)? Bezug genommen wird dabei auf den spezifischen Glauben des wissenschaftlichen Feldes, auf die *illusio* der Akteure, denn, wie Bourdieu argumentiert, es ist

der Glaube eines Feldes, der bestimmt, welche Akteure zu ihm gehören und welche nicht. Damit wird gerade die *illusio* zum wichtigsten Selektionsmechanismus. Leistung wird beispielsweise als objektives Prinzip verstanden, anhand dessen entschieden wird, ob jemand zur wissenschaftlichen Gemeinschaft gehören darf oder nicht. Die sozialen Mechanismen, unter denen Leistung hervorgebracht wird, geraten so aus dem Blick. Diese Mechanismen müssen gezeigt werden, um die Schnittstelle aufzudecken, an der ein bestimmtes Klientel aus dem Prozess, in dem Akteure zu einem Teil des wissenschaftlichen Feldes werden, herausfällt. An dieser Stelle dient Geschlecht als Indikator, da über den Ausschluss von Frauen die selektiven Folgen des feldspezifischen Glaubens sichtbar werden. Nachdem sich der Blick auf den Glauben des Feldes gerichtet hat, soll dieser Fokus noch einmal vertieft werden, indem die *spezifische illusio* konkreter Akteure in den Blick genommen wird (Kap. IV.5). Professorinnen und Professoren sind gleichzeitig *gatekeeper* und Eingangspforte für den Nachwuchs. Jeder dieser Akteure verkörpert den Glauben des Feldes auf seine Weise, die sich nicht nur in seiner Position, sondern auch darin widerspiegelt, wie er auf diese Position gelangt ist und welchen Einflüssen er dabei unterlag und weiterhin unterliegt. Gefragt wird, wie ProfessorInnen und ihre AssistentInnen sich als WissenschaftlerInnen verstehen, um herauszufinden, welche Unterschiede und Parallelen fachspezifischer und persönlicher Art sich in der Förderung wissenschaftlichen Nachwuchses finden lassen. Im Schlusskapitel (V.) werden die Ergebnisse dieser Studie auf dem Hintergrund der Debatte zur Beteiligung von Frauen in der Wissenschaft beleuchtet.

Dank

Wie jede wissenschaftliche Arbeit, ist auch diese Dissertation mit der Unterstützung vieler Menschen entstanden.

Meinem Lebensgefährten Hans Friedrich möchte ich, entgegen der üblichen Praxis, hier an erster Stelle danken. Nur durch seine Bereitschaft, die eigenen Ziele in den Hintergrund zu stellen und durch seinen Einsatz für unsere gemeinsame Tochter, hatte ich den notwendigen Freiraum, die Arbeit zu schreiben.

Großer Dank gilt meinen beiden Gutachterinnen und akademischen Lehrerinnen Beate Krais und Steffani Engler. Nicht nur ihre wissenschaftlichen Arbeiten, die mit meinem Thema eng verwoben sind, haben mich immer wieder angespornt. Weiterhin möchte ich mich bedanken bei Andrea Alt, Jörg Birkmeier, Bärbel Könekamp, Susanne Kraft, Rebekka Schneider, Ragna Schümann und Maja Suderland.

Zu besonderem Dank bin ich jedoch den Wissenschaftlerinnen und

Wissenschaftlern verpflichtet, deren Namen hier nicht genannt werden können: meinen Interviewpartnerinnen und -partnern. Ihr Vertrauen und ihre Offenheit sind von unschätzbarem Wert für diese Studie.